№ 14. Dritter Jahrgang. 1842.

Volks-Blatt



für die Grafschaft Glatz.

Redakteur: Reymann. (Glatz, den 2. April.) Druck von F. A. Pompejus.

Die weiße Frau von Kynsburg.

(Fortsetzung.)

8.

Auf der Kynsburg ging es sehr still zu. Keineswegs war man deshalb gelangweilt. Benjamin von Schafgotsch lebte in friedlichem Glücke mit der sanften Gertrude; immermehr lernte er ihren moralischen Werth, die Gediegenheit ihrer Gesinnungen, die Kraft ihres Geistes, die Fülle ihrer Gefühle kennen und verehren; wohingegen das holde Mädchen mit unverholner Zuneigung sich dem theuern Vetter hingab, nicht vermögend, die Gefühle der ersten Liebe zu dem werthvollen Manne, dessen Bild auf dem Altare ihres Herzens aufgestellt war, zu verbergen. Sie fand es auch ihrer unwürdig, anders zu scheinen, als sie dachte und fühlte, und mit süßen Banden war das holde Paar bald so umschlungen, daß eine Auflösung derselben fast eben so problematisch erschienen wäre, als die des gordischen Knotens. Die jungen Leutchen hielten eine solche auch gar nicht für nöthig, und würden einen Alexander mit all seinem entschiedenen Handeln zuschanden gemacht haben; denn die Eisen der tapfersten Fäuste hätten nicht vermocht, die geistigen Fesseln zu zerschlagen, welche die mehrgedachten Liebenden nur allzugern trugen, und sie beiderseits nicht als Last und Beschwerniß, sondern eine hehre Zierde betrachteten, die ihren inneren Werth mit Götterklarheit hervorhob. — Herr Ullrich von Schafgotsch war auch nicht in Zweifel geblieben über das Verhältniß zwischen seinem Sohne und der Base; zur Gewißheit aber war es ihm durch die Bitte Gertrudens, wegen des Zurückbleibens Benjamins in ihrer Nähe, geworden. Seinen Wünschen war es nicht im Mindesten entgegen; denn Gertrude war ein feines, tugendsames Kind, war die Tochter seines verewigten Freundes und Schwestermannes, des Feldobersten, Graf Heinrichs von Haugwitz und seiner unvergeßlichen Schwester Bertha.

Gegen ihre Ebenbürtigkeit mit seinem Sohne ließ sich, der Unbeflecktheit ihres alten Geschlechtes wegen, auch nicht der geringste Einwurf machen und ihr Vermögen hatte, wenn es auch nicht unermeßlich zu nennen sein mochte, doch einen solchen Umfang, daß in dieser Hinsicht ein angesehener und mächtiger Edelmann sich nicht scheuen durfte, ihr seine Hand zu reichen, und sie heim zu führen als ehelich Gemahl. Alle diese Rücksichten wurden aber durch die gränzenlose Liebe des Paares noch weit stärker, und während Gertrudens Bruder mit Benjamins Schwester in Breslau beim Fürstentage verweilte, waren die Präliminarien eines vorauszusehenden Ehebündnisses schon so weit gediehen, daß Benjamin und Gertrud sich ihre unsägliche Liebe dennoch, sowohl durch Thaten, als mit Worten, Blicken, Seufzern und Küssen gesagt und beschworen hatten. Ja, es war noch weiter gegangen; der Burgherr und Vater, der alte Ullrich von Schafgotsch war mit seiner

Zustimmung, um die man ihn angegangen, nicht zurück geblieben, vielmehr hatte er, um jedes nur denkbare Hinderniß hinwegzuräumen, sich nach Rom an den heilichen Vater, Eugen IV., um die Dispensation zur Heirath zwischen den beiden Geschwisterkindern gewendet, und der Freibrief war nach wenigen Wochen angelangt. Es wurden Anstalten zur Vermählung getroffen. Die Burg Neuhaus, ein Pertinenzgut der Kynsburg, wurde mit allem Aufwande, so ihn die damalige Zeit zu gewähren pflegte, zum Wohnsitze des Pärchens ausgestattet. Die Vermählung ward zum 20. Mai 1439 angesetzt, und die Schwester Adelheid und Bruder Bernhard in Breslau davon benachrichtiget; bis dahin konnte man bestimmt erwarten, daß der Friede zwischen dem Kaiser Albert und König Wladislaus von Polen zu Stande kommen, und jeder Störung des Festes, durch Feindesmacht, vorgebeugt werden würde.

So stand es gegen Ende Novembers 1438 auf der Kynsburg.

Eines Abends befand Benjamin sich im Zimmer Gertrudens, und hatte recht süß und angenehm die Zeit mit ihr verplaudert. Das Mädchen war im Ergusse ihrer unbeschreiblichen Liebe an die Brust ihres Bräutigams gesunken, und ein inniger, langer, seelenvoller Kuß hatte aufs Neue den Bund besiegelt. Sie saßen auf einer Ruhebank, Hand in Hand, unterhielten sich über Liebe und Eheglück, Religion und Tugend, über die Fehden zwischen England und Frankreich, zwischen den Deutschen und den Pohlen, über Kunst und Musik, über die Geschwister und die Anwesenheit des Kaisers in Breslau, und Beide wußten ihre Rede so würzreich vorzutragen, daß Eines des Andern Worte begierig einsog, und obschon ich nicht untersuchen mag, ob die Rede oder der Blickwechsel der Liebenden feuriger gewesen, so vermag ich doch mit Bestimmtheit zu versichern, daß sie in keiner Art sich gelangweilt; deshalb können wir auch den Schlaf, der urplötzlich auf ihre Stirnen sich niederließ, nur einer Zaubergewalt zuschreiben; — denn die guten Kinder schliefen Beide zu gleicher Zeit ein, indem ihre Hände sich zärtlich umschlungen hielten. Das Licht, welches in dem Gemach brannte, verlosch wie von einem Windszuge angeweht, und an seiner Statt erhellte ein überirdischer Glanz das Zimmer. Ein holdes Weib, zart wie ein Seraph, und von adlichem, erhabenen Ausdruck im schönen, freundlich lächelnden Gesicht, stand vor dem Paare. Die Gestalt glich aufs Haar der Schwester Adelheid, nur daß ihre Züge milder und sanfter gezeichnet waren, und nicht der kühne Blick aus ihren blauen Augen blitzte. Sie beugte sich herab auf die Liebenden, küßte sie auf die Stirnen, und zerfloß wie ein Nebel vor den Strahlen des Tages; ihre letzte Spur verschwand mit dem erlöschenden Glanze. Die Lampe brannte wieder, und mit dem freudigen Rufe: „Schwester Adelheid!“ entfalteten Beide ihre Wimpern, blickten erstaunt umher im Zimmer und konnten sich lange nicht drein finden, daß sie nur geträumt haben sollten. Sie erzählten ihren Traum sich gegenseitig, und ihre Freude, daß er von Beiden so ganz übereinstimmend geträumt worden sei, goß ein übermenschliches Wohlbehagen in ihre Seelen; sie erkannten in dem Gesicht den Fingerzeig einer höheren Macht, die freundlich ihrer zartblühenden Liebe sich zuneigte. Mit froher Zuversicht schieden sie körperlich voneinander, den Körpern die begehrte Ruhe zu gewähren; ihre Seelen aber waren unzertrennlich, und im süßen Traume däuchte es ihnen, als schwelgten sie unaufhörlich im seeligen Genusse glücklicher Unterhaltung.

9.

„Füllet die Humpen, Gesellen! laßt Euch das Tränklein munden, und trinket das Wohlsein der Herren Kapuziner in ihrem Weine! — Die Schmeerbäuche können Wasser schlürfen, und der Geist Gottes, mit dem sie freigebig Handel treiben, wird seinen treuen Anhängern ein artiges Wunder nicht versagen! — Haben den Wein ja billig, die Schmarotzer, und wir wären Esel, wenn wir uns nicht die Halbscheid ausgebeten hätten!“ — Also sprach der Besitzer der Burg Fürstenberg auf dem Zobten, indem er den Pokal emporhob, ihn zum Munde führte, und in dreien Zügen seinen Inhalt verkostete.

Der eben Erwähnte, der berüchtigte Dietrich von Durnig, welcher der Burg Fürstenberg sich bemächtiget hatte, die früher von den Hussiten besetzt gehalten worden war; war im Fürstenthume Breslau und den benachbarten sehr gefürchtet; denn er fürchtete Niemanden, kümmerte sich nichts um die Piasten, den Landeshauptmann und den König, schaltete und waltete nach seinem Belieben, und erhob auf allen Landstraßen von den Reisenden so große Zölle, daß die Wenigsten Etwas von ihrer Habe behielten. Besonders verfolgte er die Mönche und die Kaufleute, und seine Kühnheit machte ihn furchtbar. Uebrigens war er ein schöner Mann, von edlem Ansehen; sein tiefschwarzes Lockenhaar, der dunkle Bart und das regelmäßige männliche Antlitz, so wie sein athletischer Wuchs, vereinigt mit dem kostbaren Ritterkostüm ließen ihn wohl Anspruch machen, unter die kräftigschönsten Männer von Schlesien gezählt zu werden.

Heute, es war am 28. November 1438, hatte er wieder von seiner Burg aus einen Ueberfall unternommen, bei welchem er in den Besitz einiger Fässer köstlichen Weines gelangt war, den die Kapuziner aus Schweidnitz von Breslau geholt und in ihre Keller transportiren wollten. Ihnen galt der am Anfange dieses Kapitels vernommene Toast. Dietrich von Durnig gab seinen Mannen ein glänzendes Festgelag, und der geraubte Wein floß in Strömen. Im Rittersaale

des Schlosses wurde das Bankett abhalten. Der Gastgeber leerte rüstig die Becher, seinen getreuen Spießgesellen den perlenden Rebensaft zutrinkend. Außer den Kriegsleuten des tapfern Durnig, erblickte man an der Tafel, zur Rechten des Gewaltigen, einen Mann, den man nicht gern in der Nähe Dietrichs wußte, weil er große Gewalt über selbigen ausübte, und oft Unternehmungen zu Tage förderte, an denen den Raubgenossen des Anführers nicht gelegen war, und bei denen schon so mancher vortreffliche Gaudieb sein Fell zu Markte getragen und so schlechten Kauf gemacht hatte, daß er Kopf und Kragen im Stiche lassen gemußt. Dieser Mann war Ruperto, der Zigeuner-Vater. Auf den Trinkspruch Dietrichs that er mannhaft Bescheid, brachte noch manche Gesundheit wackerer Straßenräuber aus, und als er endlich seinen Patron in der höchsten Weinbegeisterung erblickte, rief er, den Becher schwingend:

„Ritter Durnig! — den Tropfen Eurer lieblichen Braut! — Wollt Ihr denn kinderlos verenden?"

Da stürzte der Erglühte einen vollen Tummler hinab in den Schlund, schüttelte dem widerlichen Ruperto die knochige Hand und brüllte: „Es lebe fein Liebchen; stoßt an Gesellen, bald habt Ihr eine Burgfrau!" — Hierauf zog er den Rothmantel vertraulich bei Seite, ging mit ihm, während die entzügelte Rotte sich wahrhaft im gestohlenen Weine badete, leise sprechend, auf und ab, und entschwand endlich gar mit dem geheimen Rathe in ein Nebengemach.

(Fortsetzung folgt.)

Der Pariser Spezerei-Diener.

Der Spezereidiener ist 25 Jahre alt, hat eine platte Nase, rothe Hände, und Frostbeulen daran, nebst einer gefühlvollen Seele. Sein Name ist gewöhnlich einer der drolligsten aus dem Kalender. Des Morgens steht er um 5 Uhr auf, um den Lumpensammlern einen Schnaps einzugießen, und geht erst nach Mitternacht schlafen, nachdem er den Laden geschlossen und das Comtoir gewaschen hat. Zwar lebt er auf diese Weise länger als andere Menschen, aber schwerlich besser, denn sein Herr giebt ihm kein Fleisch zum Frühstück, zum Mittag nur gebratene Kartoffeln, und Abends ein Glas Wasser. Aber Gott, dessen Güte sich über die ganze Schöpfung ausstrekt, und der auch den Vögeln ihr Futter giebt, entzieht auch dem Spezereidiener seinen Schutz nicht. Es kömmt ihm der große Gedanke ein, zuweilen den Feigen- und Rosinenfässern einen Besuch zu machen. Dadurch erhält der zuckerklopfende Jüngling jenes blühende, rosige Aussehen, das allen Klatschgevatterinnen des Stadtviertels so in die Augen sticht.

Dieses körperliche Gedeihen übt jedoch keinen heilsamen Einfluß auf seine Geisteskräfte aus; im Gegentheil kann man mit Recht von ihm sagen, er habe das Pulver nicht erfunden, denn eine hundertjährige Erfahrung bestätigt es, daß die stumpfsinnigsten Jünglinge aus allen 86 Departements Spezereidiener sind.

Der Spezereidiener ist sinnlicher Natur, da man ihn aber gelehrt hat, den Weg der Tugend zu wandeln, so weiß er seiner Leidenschaft Herr zu werden, und begnügt sich damit, den Dienstmädchen süße Blicke zuzuwerfen, oder ihre Hand, wie zufällig zu berühren, wenn er ihnen Pfeffer oder Gewürznelken überreicht. Dabei durchzuckt ihn ein elektrischer Schauer, und er richtet seinen Blick verzückt gen Himmel.

Während des Karnevals geht der Spezereidiener, als Spanier verkleidet, auf den Ball eines Boulevard-Theaters, wo er seine Börse, sein Schnupftuch und seinen Regenschirm einbüßt. Er macht sogleich den Polizei-Beamten hiervon Anzeige, die ihn einen Einfaltspinsel nennen. Er erreicht seine Wohnung mit einem blauen Auge.

In der Combola gewinnt er nie — doch — einmal hatte er das Glück, auf Nro. 15 einen Platz zum Abendessen zu gewinnen. Dies war auf einem Balle der Folies dramatiques. Er bekam ein Beefsteak, härter und trockener als die Lederhosen eines Kürassiers, und dazu eine Portion Löwenzahn-Salat. Der Kaffee ging ihm so eben dicht an der Nase vorüber.

An seinem Ausgangstage reitet er auf einem stättischen Pferde nach dem Gehölz von Romainville, wobei er sich jedesmal die Beinkleider zersprengt, und die Steigbügel verliert. Abends kauft er für 10 Sous eine alte Contremarke, mit der er am Büreau abgewiesen wird. Dann kehrt er, keusch und liebenswürdig wie immer, nach Hause, zündet sich beim Portier eine kleine Laterne an, und erkundigt sich, ob auch keine Katzen auf der Treppe sind.

Nach 5—6 Jahren etablirt er sich in seiner Vaterstadt, wo er, vermöge seiner genossenen Pariser Erziehung, der Hahn im Korbe ist. Man macht ihn zum Kapitain der Nationalgarde, zum Stadtrath, Präsidenten des Gesangvereins und zum Kirchenvorsteher. Bezahlt er endlich der Natur seinen Tribut, so liest man auf seinem Leichensteine die einfachen Worte:

„Guter Bürger, guter Familienvater, starb er im Spezereigeschäft."

Ordnung.

Ich bin jetzt schon bei Jahren, mit dem Schreiben will es nun zwar nicht mehr so recht gehen, weil ich viel bei Lichte geschrieben habe, allein ich will es doch auch versuchen, ob die Redaktion des Volksblattes die Ansichten eines alten hiesigen Bürgers annehmen wird.

Thut sie es nicht, auch gut, dann sende ich sie fort, wo möglich findet sich doch ein gutmüthiger Abnehmer, der vielleicht schon oft schlechte Waare theuer bezahlt hat, und so hoffe ich, daß die meinige mit abgeht. Ja, wo aber anfangen, damit es ein gewichtiges Ansehen gewinnt? — Bei der guten alten Zeit, wo ein Paar Stiefeln mit langen Schäften zwei Thaler gekostet und ein halbes Jahrhundert gedauert haben; wo ein tuchener Oberrock, selten getragen, in 30 Jahren noch seine Jugendkraft behielt, und eine Semmel für 6 Pfg. sättigte, während jetzt das Geldstück größer ist, als sie. Damals aber kannte man keine Schleichwege und fürchtete den sogenannten Polizeibürgermeister mit seinem stattlichen Federbusche,*) der ohne Weiteres die Wiedertaufe im Neißflusse anordnete, wenn die Sache nicht so recht nach seinem Sinne, und das Brodt zu leicht war. Jetzt kommen die Menschen auf eine industriöse, wenn auch nicht grade die biederste Weise zu Vermögen, denn sie geben entweder weniger oder geringere Waare, seitdem die Monopole aufgehört haben oder — oder — sie kennen andere Wege. Das ist auch so ganz in der Ordnung. Vormals ging der Bürger an den Arbeitstagen nur selten in ein Bierhaus, deren es wenige gab, jetzt stellt sich aber schon bei dem Nachbarhause ein großes Aushängeschild, worauf Bier- und Brandtweingläser aller Art, in Wahrheit aber lateinisch geschmiert, gemalt sind, mit der prahlerischen Devise: „Tabagie" allen Leuten mit der größten Unverschämtheit in den Weg, denn in dem rußigen Lokale selbst streiten sich bei einem schlechten Kartoffelbrandtwein ein Paar alte Dragoner über die verunglückten Angriffe Napoleons gegen die Verbündeten in der Schlacht bei belle Alliance wo beide Vertheidiger so zerfetzt worden sind, daß sie nur ihr Leben der geschickten Hand eines eben neu angestellt gewesenen Doktors zu verdanken haben, der schon als Barbiergehülfe außerordentliche Wunder gewirkt haben soll. Ich wollte es nicht rathen, die buchstäblich wahren Heldenthaten dieser Eisenfresser, die bei der Reserve voll auf zu thun hatten, nur im mindesten zu bezweifeln, und sie haben mit allem Recht über schreiendes Unrecht zu klagen, daß bei Ordensverleihungen an sie gar nicht gedacht worden ist. Ich bitte, diese kleine Abweichung gütigst zu entschuldigen und werde bald wieder auf den rechten Weg zurückkommen. Früher gab es hier nur drei Billards, welche von dem Offizier-, Beamten- und Kaufmannsstande frequentirt wurden, jetzt ist deren Zahl weit bedeutender, und sie werden von eben freigesprochenen Handwerkslehrlingen, welche das Parthiegeld schuldig bleiben, fleißig besucht. Mag doch der Meister in dieselbe Tabagie treten, der Hut bleibt auf dem Filze sitzen, denn die Welt nennt diese Unart modisch. Vor dem grünen Thore gab es ebenfalls nur vier Kegelbahnen, jetzt sind deren 13, und fast überall finden sich dergleichen neugebackene petit maitre mit langen Pfeifen oder brennenden Cigarren ein. Ihre elegante Kleidung hat ja der Meister vorgeschoßen, der nun mit ihnen ganz subtil umgehen muß, wenn er sie in der Arbeit erhalten will. Das ist wieder ganz in der Ordnung, warum hat der Meister das Heft in ihre Hände gegeben. Sonst ging die Frau mit ihrem lieben Manne allein spazieren, jetzt muß sie noch andere männliche Begleitung haben, was auch zur Ordnung gehört, denn jede Sache hat ihre besondere Ursachen. Dieses nennt man Weltton. Früher hatte die Stadt zwölf Repräsentanten, alle ehrwürdige Männer, welche bei wichtigen Angelegenheiten um Rath befragt wurden, und mit allem Ernst und Nachdruck ihre vota gaben, jetzt giebt es überall Personen, denen ein unnützes Raisonnement ohne Saft und Kraft gefällt, und Mancher äußert eine solche großmüthige Uneigennützigkeit, daß er — zum Besten der Kommune umsonst arbeitet? nein — sich für jede Zeile zur Ungebühr bezahlen läßt. Das ist auch in der lobenswerthen Ordnung, —

So habe ich denn, liebe Mitbürger einige Worte über die heutige moderne Ordnung fallen lassen, und werde nächstens, wenn es beliebt, über ein anderes Thema sprechen, was auch in der gehörigen Ordnung sein soll, wenn die Redaktion nicht etwa, aus zu großer Besorgniß das Beste in dem Aufsatze streicht.

*) Ein Handwerksbursche wurde beim Betteln betroffen, und bat inständig um seine Freiheit. „Ich gnädiger Herr Bettelvogt," rief er, „ich will nie mehr fechten, und habe nicht gewußt, daß hier die Bettelvögte Federbüsche tragen.

Charade.

Wenn in junger Männer Kreise
unter Scherz die Zeit verstrich,
glaubt' ich nach verliebter Weise,
Emma sei das Erste nur für mich.
Und in Seligkeit versenkte
meine ganze Seele sich,
als sie mir das Zweite schenkte,
hold erröthend, züchtiglich.
Ach, da kam ein Herr gegangen,
schmeichelnd schenkt er, überreich,
ihr das Ganze, stolz damit zu prangen,
und vergessen war ich gleich.

Auflösung der Charade in Nummer 13:

„Eis — Sie."

Hiezu eine Beilage.